Nr. 516. 42. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Freitag, 10. Oktober 1913

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Der freigesprochene Arbeitswillige

Am Mittwoch hat sich vor dem Stettiner Schwurgericht ein Prozeß abgespielt, der ein grelles Licht auf den Gegensatz zwischen Streikenden und Arbeitswilligen warf. Es handelte sich um eine Anklage wegen Körperverletzung mit tödlichem Ausgang gegen den Arbeiter Hermann Brandenburg. Die Arbeiter der Zichorienfabrik von J. G. Weiß in dem Stettiner Vorort Frauendorf waren in einen Streik eingetreten, und Brandenburg trat als Arbeitswilliger oder als Streikbrecher, wie man will, in der Fabrik ein. Daß sich Brandenburg durch die Streikenden bedroht fühlte, ist begreiflich. Er trug deshalb auch ein langes Brotmesser bei sich. Als Brandenburg am Abend des 5. Juni die Fabrik verließ, kam es zwischen ihm und den Streikenden zum Konflikt. Nach der Darstellung Brandenburgs soll der Arbeiter Kühl ihm mit den Händen in den Hosentaschen entgegengekommen sein und ihn angerufen haben: „Du Hund, du arbeitest noch auf der Fabrik?" Er habe zurückgefragt: „Was bist denn du für einer?" Plötzlich habe er einen Stoß gegen die Schulter erhalten, und da Kühl wieder mit den Händen in die Taschen gefahren sei, habe er angenommen, daß Kühl nach dem Revolver greife. In seiner Aufregung habe er nach dem Messer gegriffen, zugestoßen und sei dann davongelaufen. Der Stoß traf Kühl von unten her tief in den Leib und war absolut tödlich. Kühl brach mit dem Ausruf: „Der Kerl hat mich gestochen!" zusammen. Nach der Aussage der Zeugen hat Kühl die Hände in der Hosentasche gehabt und den Brandenburg nicht berührt. Auch der sachverständige Kreisarzt erklärte es für ausgeschlossen, daß Kühl die tödliche Wunde in einer Stellung erhalten haben könne, bei der er dem Angeklagten die Hand auf die Schulter legte. Nach dem Stoß hat Brandenburg das Messer aus dem Leibe seines Opfers gezogen und, es in der Hand haltend, gerufen: „Da kriegen noch mehr was mit!" Dann floh er in die Fabrik zurück, vor der sich bald eine drohende Menge ansammelte. Brandenburg wurde zunächst verhaftet, dann aber wieder freigelassen, wobei ihm die Behörde den Rat gab, Stettin zu verlassen. Er kehrte aber nach einiger Zeit freiwillig nach Stettin zurück und stellte sich der Behörde. Nun erst wurde die Untersuchung wegen Körperverletzung mit tödlichem Ausgang gegen ihn eröffnet. In der Schwurgerichtsverhandlung vom Mittwoch plädierte der Staatsanwalt auf Ueberschreitung der Notwehr unter Zubilligung mildernder Umstände. Die Geschworenen gingen darüber noch hinaus und verneinten sämtliche Schuldfragen. Nach dem Bericht des „Vorwärts" soll die Geschworenenbank nur mit Rittergutsbesitzern, Domänenpächtern, Fabrikanten und Beamten besetzt worden sein. Brandenburg mußte freigesprochen werden; die Gerichtskosten wurden der Staatskasse auferlegt.

Es ist eine soziale Tragödie, die sich hier abgespielt hat. Sie verliert nichts an ihrer Furchtbarkeit dadurch, daß ähnliche Vorgänge sich in unserer sozial zerklüfteten Zeit recht häufig wiederholen, wenn sie auch nicht immer gleich ein Menschenleben fordern. Und noch weniger wird man es als befreienden Ausgang empfinden, daß der Täter zuletzt freigesprochen worden ist. Nicht, als ob man dem Arbeiter Brandenburg alle menschliche Teilnahme versagen dürfte. War er auch offenbar ein roher Mensch, der wiederholt wegen Körperverletzung, Hausfriedensbruchs und Beleidigung vorbestraft worden war, so muß man doch zu seinen Gunsten hervorheben, daß er verheiratet war und sechs Kinder im Alter von 13 bis 3 Jahren hatte. Die Arbeiter, die die Arbeit in der Fabrik niedergelegt hatten, sahen in ihm nichts als den Streikbrecher und verfolgten ihn mit ihrem Haß. Wer die Dinge menschlich zu verstehen sucht, der wird Entschuldigungsgründe dafür, daß Brandenburg durch Uebernahme der Arbeit während des Streiks seinen Kollegen in den Rücken fiel, geltend machen können. Aber auf der anderen Seite steht ein Menschenleben, ein frivol, ja, brutal hingeschlachtetes Menschenleben. Darüber kommt man nicht hinweg. Der gemordete Arbeiter Kühl mag wirklich ein Schimpfwort gebraucht haben; erwiesen ist es nicht. Daß er den Brandenburg angefaßt, daß er ihn ernstlich bedroht habe, davon kann nicht die Rede sein. Zu der rohen Tat Brandenburgs lag ein Anlaß nicht vor. Es handelt sich um ein schweres Verbrechen, das ungesühnt blieb. Der unbefriedigende Ausgang wäre noch bedauerlicher, wenn wirklich, wie behauptet wird, die Geschworenenbank einseitig zusammengesetzt worden wäre. Gerade bei derartigen, auf sozialen Gegensätzen beruhenden Konflikten sollte aufs peinlichste darauf gesehen werden, daß nicht einzelne Klassen und Klasseninteressen den Ausschlag geben können.

Die Forderung eines Schutzes der Arbeitswilligen ist zu einem reaktionären Schlagwort geworden. Um den Preis einer gesetzlichen Aktion in dieser Richtung scheint ein großer Teil der deutschen Industrie und des deutschen Handwerks bereit, sich mit den Agrariern zusammenzutun. Es kann auch nicht bestritten werden, daß terroristische Ausschreitungen streikender Arbeiter vorkommen und daß besonders die Arbeitswilligen als die geschworenen Feinde der Arbeiterbewegung angesehen und entsprechend behandelt werden. Nur daß man eigentlich nicht recht einsehen kann, wozu noch schärfere Strafbestimmungen gegen streikende Arbeiter nötig sein sollen, da die Gerichtsberichte voll sind von teilweise sehr drakonischen Strafen gegen Ausschreitungen streikender Arbeiter. Der Fall von Stettin und manche ähnlichen Vorgänge lassen viel eher die Frage berechtigt erscheinen, wie es mit dem Schutz gegen Arbeitswillige bestellt sei. Man braucht sie nicht alle in einen Topf zu werfen. Es gibt unter ihnen gewiß auch anständige Elemente. Aber sie können keineswegs unter allen Umständen als Elitemenschen angesehen werden, und recht häufig handelt es sich bei ihnen um rohe und gewalttätige Personen.

Es ist bedenklich und gefährlich, bei den ohnehin recht scharfen sozialen Gegensätzen noch Oel ins Feuer zu gießen und den Arbeitswilligen eine Ausnahmestellung in der bürgerlichen Gesellschaft zuzuweisen. Mögen sie unter manchen Umständen unentbehrlich sein, sehr häufig kann es sich nur um ein notwendiges Uebel handeln. Das wird noch deutlicher werden, wenn die organisierten Arbeiter sich jedes provokatorischen Auftretens enthalten und die persönliche Selbstbestimmung auch dort respektieren, wo es ihnen nicht gefällt. Nur muß auch die bürgerliche Gesellschaft den Lebensinteressen der arbeitenden Klassen das nötige Verständnis entgegenbringen. Wir fürchten, daß Urteile nach Art des Stettiner Schwurgerichtsurteils nur dazu mithelfen, die soziale Kluft zu vertiefen.

Keine schwarzen Bergarbeiter in Deutschland.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

∞ **Dortmund,** 10. Oktober.

Hier wurde heute die Nachricht verbreitet, die Zeche „Adolf v. Hansemann" habe einen größeren Transport schwarzer Arbeiter erhalten, die als Bergarbeiter angesiedelt werden sollten. Wie die Verwaltung der Zeche „Adolf v. Hansemann" der „Dortmunder Zeitung" mitteilt, ist an dieser Nachricht kein wahres Wort. Es handelt sich um eine Erfindung eines hiesigen Korrespondenzbureaus oder um eine Düpierung, deren Opfer diese Korrespondenz geworden ist.

Die bayerische Königsfrage.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

□ **München,** 10. Oktober.

Die Haltung der Liberalen in der Königsfrage präzisierte Landtagsabgeordneter Professor Dr. Quidde im Namen seiner Fraktion in einer gestern abend veranstalteten Versammlung dahin, daß sie genau denselben Standpunkt einnähmen wie 1912, als die Frage ins Rollen kam. Also die Verfassung müsse gewahrt werden, die Mitwirkung des Landtages sei nötig, und so könne die Frage nicht auf dem Wege der Proklamation gelöst werden. Die Liberalen seien bereit, an einer Verfassungsänderung mitzuwirken. Aber die Haltung des Zentrums, das jetzt ganz im Gegensatz zu dem Verhalten vor einem Jahre so begeistert für die einfache verfassungswidrige Proklamation durch den Regenten selbst eintrete, sei würdig der Haltung des Ministeriums Hertling in der Jesuitenfrage. Da die Sozialdemokraten auf jeden Fall nicht mitmachen und die Liberalen so klar auf der Verfassung bestehen, bleibt doch nur dem Zentrum, dem hier gern der Vortritt gelassen wird, die Initiative übrig, und dafür wird schon gesorgt werden, denn Herr Dr. Pichler bläst von Passau aus recht kräftig in den Blasbalg der Begeisterung.

Der angebliche Besuch Poincarés in der Schweiz.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

✠ **Zürich,** 10. Oktober.

Von dem angekündigten Besuch des Präsidenten Poincaré in der Schweiz ist den schweizerischen amtlichen Kreisen weder offiziell noch offiziös etwas bekannt. Die französisch-schweizerische Simplonlinie Frasne—Vallorbes, zu deren Einweihung Poincaré erscheinen soll, wird am 1. April 1914 dem Betrieb übergeben werden. Die letzte Präsidentenreise Falliéres nach der Schweiz nahm 1910 wegen des bekannten Aeroplanunglücks ein rasches Ende.

Der Ritualmordprozeß.

Mitschüler des Ermordeten als Zeugen. — Der „Kiewljanin" über den neuen „Dreyfusprozeß".

(Telegramm unseres Spezialkorrespondenten.)

Nw. Kiew, 10. Oktober.

Die gestrige Abendsitzung, die bis nach Mitternacht dauerte, brachte nichts Wesentliches. Aus der Tatsache, daß ein als Speicher dienender Teil des Hauses, in dem Beilis wohnte, seinerzeit abgebrannt ist, suchte die Staatsanwaltschaft zu konstruieren, daß dieser Brand die Spuren der Tat des Beilis habe verwischen sollen. Die Verteidigung stellt fest, daß Beilis zur Zeit des Brandes bereits im Gefängnis saß, und daß der Speicher lange vor dem Brande untersucht wurde. Eine große Schar von Kameraden des Juschtschinski, zehn- bis fünfzehnjährige Knaben, bekunden, daß der Ermordete ein guter Junge gewesen sei. Die Ankläger bemühen sich nachzuweisen, daß Juschtschinski häufig Droschkenfahrten unternommen und das Geld dazu von irgendwelcher Seite

Der Sammler.

Eine Erinnerung an Benjamin Altman.

Von [Nachdruck verboten.]

Hermann Struck.

„Bi Oltman" ist tot!

Die Kunsthändler werden ächzen, daß nach Morgan ihnen nun auch noch Benjamin Altman genommen wurde. Die Kunstsammler werden erleichtert aufatmen, weil ihnen dieser starke Konkurrent nicht mehr im Wege steht. Die Damen von New-York aber werden tief betrübt darüber sein, daß der Mann nicht mehr unter den Lebenden weilt, der ihnen die schönsten Toiletten geboten hat.

Der große „store" von B. Altman an der Fifth Avenue ist ein Paradies für die vornehme Damenwelt der amerikanischen Metropole, und wenn dieser Name genannt wird, sieht man drüben manches schöne Frauenauge entzückt aufleuchten. Dieser merkwürdige Mann setzte seinen Stolz darein, nicht nur Kunstwerke zu sammeln, sondern auch sein ungeheueres Geschäft zu einem vollkommenen Kunstwerk zu gestalten. Er baute ein wunderschönes Haus und füllte es mit den herrlichsten Dingen. Die Preise waren amerikanisch bei B. Altman, aber er durfte sie fordern, wie ein großer Künstler hohe Honorare fordern darf.

Er war ein Mann von mittlerer Größe und gedrungener Gestalt und ging an einem Stocke. Ganz zurückgezogen lebte er als Junggeselle, verkehrte nicht in der New-Yorker Gesellschaft und liebte es überhaupt nicht, irgendwie in die Oeffentlichkeit zu treten. Darum galt er bei vielen für einen Sonderling, und wenige Menschen in New-York kannten ihn persönlich. Es wird dort drüben erzählt, daß sogar aus der großen Zahl seiner Angestellten nur ganz wenige ihn jemals gesehen haben; denn er saß vom frühen Morgen bis zum Nachmittag in seinem Privatkontor und regierte von dort aus dieses ganze große Geschäft, in dem er jeder Einzelheit seine Beachtung schenkte.

Es wurde sehr schwer gemacht, die Erlaubnis zur Besichtigung seiner Sammlung zu erhalten, da er gegen neugierige Fremde mißtrauisch war. Als ich endlich mein Ziel erreichte, und er mich in seinem Heiligtum herumführte, da war ich wie geblendet; ich empfand, daß einem solchen Manne jeder Tag zum Festtag werden müßte.

Benjamin Altman wollte immer nur das Allerbeste haben. Es kam ihm niemals auf den Preis an, wenn ein Bild ihm gefiel. Seine ständige Frage war nur: „Ist dieses Kunstwerk würdig, in meiner Sammlung zu sein?" Dieser sonst gewiß strenge und sehr ernste Mann war ein anderer, wenn er in seiner Sammlung umherging und mit zärtlichen Blicken die Bilder betrachtete. Er strahlte vor Vergnügen wie ein heiteres Kind, und man sah ihm an, daß diese Säle mit den erlesensten Werken der alten Meister für ihn, den Einsamen, die Familie bedeuteten.

Ich will hier nicht von den unbeschreiblich schönen Teppichen sprechen, die er besaß und die ein sagenhaftes Gesprächsthema in New-York bilden, nicht von diesen köstlichen Keramiken aus Indien, Persien und China, auch nicht von seinen japanischen Bronzen ... Meine Gedanken weilen bei seinen Velasquez und Frans Hals, bei den merkwürdigen Bilde von Dürer, bei einem Kopf mit rätselhaftem Ausdruck, den Giorgiones Hand gemalt haben mag — bei den Landschaften von Hobbema und Ruysdael.

Wer gibt mir Superlative, daß ich meine Eindrücke wirklich zu schildern vermag? Ich erinnere mich der überaus feinen Bildnisse von Hans Memling, und ich denke mit zärtlicher Bewunderung an ein entzückendes kleines Bild von Botticelli, das irgendeinen Heiligen bei irgendeiner Handlung darstellt. Deutlich steht auch vor mir ein kleiner Kopf von Dirck Bouts, der wohl der schönste Kopf dieses Meisters ist, den ich kenne, — ein alter Mann mit einer Mütze, vermutlich sein Selbstporträt.

Alle diese herrlichen Schätze aber versanken ringsum, wenn ich mein Auge auf die zwölf Rembrandts richtete, unter denen unvergleichlich schöne Werke sich befinden!

Vor meiner Abreise fragte mich Altman, wie oft ich wohl seine Sammlung besucht hätte. Als ich ihm sagte, daß es wohl zwölfmal gewesen sein dürfte, und daß dies die glücklichsten Stunden waren, die ich in Amerika zugebracht habe, erzählte er mir, daß niemand anders so oft seine Bilder hätte sehen dürfen, — und jedesmal wenn ich dort war, sprachen wir stets von den Rembrandts. Und ich denke noch daran, wie wir vor dem Bilde der alten Frau standen, die aus der Sammlung Kann in Altmans Haus wanderte. Es ist eine häßliche alte Frau, die sich die Nägel schneidet — und immer wieder suchten wir das Merkwürdige zu ergründen: daß der Darstellung eines so trivialen Vorgangs so viel erhabene, fast heilige Schönheit entströmen könne. Heute noch tönt mir die naive Frage ins Ohr, die Benjamin Altman mir dann immer wiederholte:

„Tell me, please, how it is that now-a-days no painter paints like Rembrandt?" (Sagen Sie mir, wie kommt es, daß heutzutage kein Maler mehr wie Rembrandt malt?)

Noch einmal an der Mosel.

Von [Nachdruck verboten.]

Johannes Trojan.

Es war die neunzehnte meiner Moselfahrten, die ich vor kurzem, einer freundlichen Einladung folgend, ausgeführt habe. Gelegenheit dazu gab ein Familientag des Hauses Kayser, an dem ich durch Lieferung einer kleinen im Chronikenstil gehaltenen Festdichtung beteiligt war. Zum zweiten Male wurde ein Kayserfamilientag in Traben-Trarbach an der Mosel abgehalten; der erste aber hat stattgefunden im Jahre 1566 zu Nördlingen auf dem Rieß im Schwabenlande, wo damals beredet wurde, was diesen Hals, was ....

Zu Nutz und Lehr' auch unsrer Zeit.
Es ward beschlossen in Freud' und Leid
Zu halten einander gegeben Wort,
Eintracht zu wahren fort und fort;
Gegen Wucher und andere böse Ding'
Anzukämpfen mit scharfer Kling';
Wahrheit zu reden sonder Scheu,
Seine Pflicht zu erfüllen treu;
Hoffärtig nie noch falsch zu sein,
Zu schützen verwaiste Kindelein;
Mit Rat zu dienen verlassenen Frau'n,
Seiner eigenen Kraft zu trau'n,
Der Jugend zu geben rechte Lehr' —
Und was noch sonst ist des Guten mehr.

Seitdem hat der Kayserstammbaum sich stark verzweigt, und viele von den dazu Gehörenden hatten von nah und fern sich zu dem zweiten Familientag eingefunden, den der in Traben-Trarbach seßhafte Julius Kayser — Julius Cäsar hätte der Name früher geläutet — zusammenberufen hatte. Am 21. September folgte der ernsthaften Vormittagssitzung der Familienmitglieder am Abend in dem von dem bekannten Berliner Architekten Professor Mähring erbauten gewaltigen und prächtigen Kayserkeller unter Hinzuziehung vieler Gäste ein Kellerfest, das sich mit fröhlichen Reden, Gesängen, Tänzen und stets aufs neue gefüllten Bechern vom spätesten Abendrot bis zum ersten Morgenrot hinzog.

Ich verweilte im ganzen acht Tage in dem reizenden Doppelstädtchen an der Mosel, wie so oft in früheren Jahren schon ein Gast des lieben Haußmannshauses, das (eines der ältesten Häuser Trabens) einmal Eigentum des Aachener Domstiftes gewesen ist, alsdann aber in weltliche Hand kam. O wie tat es mir wohl, in diesen Tagen in so viele freundliche Augen zu sehen, alten Bekannten wieder die